

Deutlich

Johannes Paul II. schärft den Missionsauftrag ein

Ungeachtet ihrer Länge und der vielen Einzelthemen, die sie anspricht, hat die Ende Januar veröffentlichte Missionszyklika Johannes Pauls II. ein klares *Grundanliegen*. Der Papst betont in „Redemptoris Missio“ immer wieder mit großem Nachdruck die Unverzichtbarkeit und Dringlichkeit des missionarischen Auftrags der Kirche gegenüber den Nichtchristen. Dabei möchte er das spezifische Profil der Mission „ad gentes“, in Abgrenzung zur Neuevangelisierung in Ländern mit christlicher Tradition, gewahrt sehen. Ebenso deutlich stellt er den *Primat der Verkündigung* in der Mission heraus. Die Kirche, so heißt es an einer für den Duktus des Gesamttextes charakteristischen Stelle (Nr. 44), dürfe sich dem ausdrücklichen Auftrag Christi nicht entziehen; sie dürfe den Menschen die gute Nachricht nicht vorenthalten, daß sie von Gott geliebt und gerettet seien.

Diese Akzentsetzungen kommen nicht überraschend. In den letzten Jahren hatte der Präfekt der Kongregation für die Glaubensverbreitung, Kardinal *Jozef Tomko*, mehrmals kritisch gegenüber einer Vernachlässigung der missionarischen Verkündigung zugunsten des Dialogs mit den anderen Religionen Stellung genommen (vgl. HK, Februar 1989, 79). Johannes Paul II. betonte Mitte 1990 in einem Brief an die Vereinigung der asiatischen Bischofskonferenzen, die Tatsache, daß Angehörige anderer Religionen außerhalb der von Gott eingesetzten „ordentlichen“ Mittel Gnade erlangen und durch Christus gerettet werden könnten, mache den Ruf zu Taufe und Glaube nicht entbehrlich. Schließlich mußte dem Papst auch daran gelegen sein, mit einem Lehrschreiben zu Begründung und Formen der Mission den Irritationen entgegenzuwirken, die das medienwirksame Friedensge-

bet von Assisi vom Herbst 1986 (vgl. HK, Dezember 1986, 556) im Blick auf das Selbstverständnis der katholischen Kirche und ihren Missionsauftrag mancherorts ausgelöst hatte.

Das Treffen von Assisi wird in der Missionszyklika ausdrücklich erwähnt (Nr. 28), in dem Kapitel, das von der Gegenwart des Heiligen Geistes nicht nur in der Kirche, sondern auch in den Kulturen und Religionen handelt. Auch werden die *Neuansätze* der letzten Jahrzehnte, die das traditionelle, ganz am exklusiven Heilsanspruch der Kirche orientierte Missionsverständnis verändert haben, in dem Schreiben grundsätzlich anerkannt. So bekennt sich Johannes Paul II. zum Prinzip der Inkulturation, zum *interreligiösen Dialog* mit seinen vielfältigen Formen und Ausdrucksweisen, zum Zusammenhang von Evangelisierung und Entwicklungsarbeit wie zur Bedeutung der Ökumene für die Missionstätigkeit. Ausdrücklich betont die Enzyklika auch (Nr. 39), daß die Kirche bei der Verfolgung ihres missionarischen Auftrags *vorschlage* und nichts *aufdränge*, daß sie Menschen und Kulturen respektiere und vor dem „Heiligtum des Gewissens“ haltmache.

Johannes Paul II. redet in „Redemptoris Missio“ also nicht der Rückkehr zu fragwürdigen Missionskonzepten oder -methoden das Wort. Das Grundproblem der Enzyklika liegt vielmehr darin, daß sie die Schwierigkeiten der Mission heute zu sehr auf mangelnden Elan und falschen Relativismus bei den Christen zurückführt und demgegenüber die Probleme des *religiösen und sozialen Kontexts* unterbewertet. So kommen die *Religionen*, auf die das Christentum mit seiner missionarischen Verkündigung stößt und mit denen es konkurriert, als solche kaum in den Blick. Aber kann man heute noch eine Theologie der Mission entwerfen, ohne sich gleichzeitig um eine *Theologie der Religionen* zu bemühen?

Die Enzyklika hält zu Recht fest, die Christen müßten „bei aller Achtung für andere Überzeugungen und andere Auffassungen“ vor allem den Glauben an Jesus Christus, den alleini-

gen Erlöser der Menschen, zum Ausdruck bringen (Nr. 11). Sicher ist: Wer an diesem Spezifikum des christlichen Glaubens vorbei oder mittels seiner Relativierung den Dialog mit den anderen Religionen zu führen versucht, greift zu kurz; der Missionsbefehl ist vom Christentum auf keinen Fall abzuziehen. Mit dieser Feststellung fangen die – theologischen und praktischen – Fragen der Mission und des Verhältnisses zu den Religionen aber erst an. „Redemptoris Missio“ beschwört zwar emphatisch einen „großen christlichen Frühling“ vor dem Anbruch des dritten Jahrtausends (Nr. 86), dessen Morgenröte man jetzt schon erkennen könne. Aber die Hilfestellungen, die das Schreiben für diesen prognostizierten Frühling gibt, reichen nicht aus. ru

Ausweglos?

Kirchliche Stimmen und Urteile zum Golfkrieg

Seit dem Ausbruch des Golfkrieges flattern täglich Stellungnahmen, Erklärungen und Meldungen über Erklärungen kirchlicher Persönlichkeiten und Organisationen auf den Schreibtisch.

Sehr variantenreich sind die entsprechenden Wortmeldungen in der Regel nicht. Der besorgte Appell übersetzt in den moralischen Imperativ: der Krieg sei eine Katastrophe mit wahrscheinlich noch katastrophaleren Folgen und müsse raschestens beendet werden, herrscht vor. Aber was sollen Christen und insbesondere Kirchenführer in einer solch unseligen Situation auch anderes tun, als der Welt und den verantwortlichen Beteiligten immer wieder einzuhämmern: Krieg sei gegen Gottes Willen, Krieg dürfe nicht sein und deswegen gelte es, unverzüglich „an den Verhandlungstisch zurückzukehren“?

Freilich, wo versucht wird, etwas konkreter zu werden, ist auch das kirchliche Meinungsspektrum *alles eber als einheitlich*, und zwar in keiner Reli-

gionsgemeinschaft, nicht nur in den christlichen Kirchen nicht, sondern angesichts des Phänomens Saddam und seiner unterschiedlichen Wirkungen auf die muslimische Bevölkerung im arabischen Raum auch im *Islam* nicht. Und selbst unter *Juden* beurteilen Theologen und Rabbiner – je nach Einstellung zum Staat Israel und zum Nahostproblem – insgesamt den Krieg keineswegs einheitlich.

Auch *katholische Bischöfe* – Ergebnis einer beachtlichen friedensethischen Sensibilisierung seit dem Zweiten Vatikanum – äußern sich nicht nur reichlich in Interviews und Hirtenworten, sondern formulieren keineswegs nur kompatible Positionen, zeigen beträchtlich Temperament und machen unterschiedliche politische Standorte sichtbar. Während z. B. der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Mainzer Bischof *Karl Lehmann*, vor vorwiegend soldatischem angelsächsischem Publikum vor „zu einfachen Parolen“ warnte und feststellte, der Golfkrieg sei „kein Krieg der Amerikaner“, sondern „eine Verstrickung, in die alle hineingenommen sind, die im Namen der UNO kämpfen“, griff nicht nur der evangelische Bischof *Gottfried Forck* (Berlin-Brandenburg – Region Ost) auf der großen Friedenskundgebung in Bonn nicht nur die amerikanische Führung, sondern auch die UNO heftig an und warf Präsident *Bush* indirekt vor, Maßstäbe *Saddam Husseins* anzuwenden oder ihnen wenigstens zu erliegen. Aber – viel auffallender – schon Tage vorher rief der Vorsitzende der amerikanischen Pax-Christi-Bewegung, Weihbischof *Thomas Gumbleton*, heftig dazu auf, die „Unmoralität“ am Golf zu beenden und ermunterte amerikanische Soldaten zur Wehrdienstverweigerung. Und größere kirchliche Gruppen, in denen auch katholische Bischöfe vertreten waren, folgten ihm darin.

Was für Seitenverkehrtheiten, möchte man da meinen angesichts mancher Diskussionen über „Antiamerikanismus“ unter deutschen Rednern und Demonstranten, wußte man nicht, was diesseits und jenseits des Atlantik wirkliche Volksmeinung ist. Aber sol-

che Seitenverkehrtheiten gibt es in noch größerem Stil auch andersherum. Während *der Papst* als der unermüdlichste und unerbittlichste Warner vor dem und Mahner während des Golfkriegs sich keineswegs auf die Formulierung ethischer Grundsätze beschränkte, sondern von Anfang an zu erkennen gab, die Amerikaner und ihre Verbündeten seien auf dem falschen Weg („Abenteuer ohne Wiederkehr“, „überstürzte Kriegstermine“), fand der *Rat der EKD* anders wiederum als der Ökumenische Rat der Kirchen, dessen Vollversammlung im australischen Canberra (vgl. ds. Heft, S. 144) in den ersten Tagen gegen alle Planung völlig in das Spannungsfeld des Golfkrieges geriet, zu einer auffallend mäßigen, stark auf die Bedrohung Israels gerichteten Haltung.

Neben solchen nach Temperament und politischem Standort religiöser Führer und kirchlicher Gremien unterschiedlichen Appellen fallen freilich die alten, wohlbekannten gesinnungsethischen Stereotypen auf: *Der Krieg ist zu verwerfen, dieser Krieg ist ein gerechter Krieg*, nichts rechtfertigt *diesen* Krieg, Krieg sei heute kein Mittel der Politik mehr usw., und auch scheinbar präzise, kasuistisch erarbeitete moralische Beurteilungen („Dieser Krieg war vermeidbar“, „Der Zeitpunkt für den Krieg als letztes Mittel war noch nicht gegeben“), die eine moraltheologische Urteilskraft ausstrahlen, von der man sich fragt, worauf sie sich stützt.

War denn ein Krieg je gerecht? Waren Kriege, auch solche mit minderer Zerstörungskraft als sie heute mit der fortgeschrittenen Waffentechnologie auch „konventionelle Kriege“ entwickeln, jemals ein Mittel zur Lösung politischer Konflikte? Und wer kann so glasklar mit moraltheologischer oder kirchenamtlicher Autorität sagen: dieser Krieg war vermeidbar, das Embargo hätte bewirkt, was es bewirken sollte: die Zähmung des Aggressors? Und was heißt vermeidbar? Jeder Krieg ist letztlich vermeidbar, fragt sich nur, mit welchen Folgen, was umgekehrt für den Fall des Krieges natürlich auch gilt. Waren da der Erzbischof von Westminster, *Basil Kardinal Hume*, der im Gegensatz zum

Oberhaupt der Anglikanischen Gemeinschaft, Erzbischof *Robert Runcie*, sich aller Rechtfertigungsattribute enthielt und den Golfkrieg als „bestenfalls eine tragische Notwendigkeit“ bezeichnete, und der hannoversche Landesbischof *Horst Hirschler*, der öffentlich danach fragte, ob der Golfkrieg womöglich nicht ein „schrecklicherweise nötiger“ sei, und von evangelischen Pfarrern dafür verbal gesteinigt wurde, nicht näher am Kern des moralischen Problems?

Natürlich dürfen Kriege nach Gottes Willen und menschlicher Einsicht nicht sein, und dennoch verhalten sich einzelne Machtausübende und die erbsündlich belastete Menschheit in ihren verschiedenen Populationen immer wieder so, daß, um möglicherweise Schlimmeres zu verhüten, einem Aggressor auch bewaffnet begegnet werden muß, ohne daß im letzten die Folgen so abgeschätzt werden können, daß moralisch eine Rechtfertigung oder gar Gewißheit daraus werden kann, das Richtige – und sei es auch im Sinne des geringeren Übels – getan zu haben. Wer das nicht bedenkt, wird immer in Gefahr sein, moralische Autorität zu verlieren und politische nicht zu gewinnen, ob er nun redet oder schweigt. se

Reformunwillig?

Die Schwierigkeiten mit der Reform deutscher Diözesangrenzen

Nachdem Anfang Januar zunächst der emeritierte Erfurter Neutestamentler *Heinz Schürmann* in einem Beitrag für den „Rheinischen Merkur/Christ und Welt“ mit nachdrücklicher pastoraler Begründung eine möglichst baldige Neuregelung für den Bereich der ehemaligen DDR angemahnt und für die Einrichtung eigener Diözesen in den Jurisdiktionsbezirken plädiert hatte (vgl. HK, Februar 1991, 100), die im Auftrag Roms von mit bischöflichen Vollmachten ausgestatteten Apostolischen Administratoren geleitet werden, die aber formalrechtlich noch Teil westdeutscher Diözesen sind, hat